



September 2007

Editorial

Der ÖGS-Kongress 2007 rückt näher und bestimmt auch den Inhalt dieses Newsletters maßgeblich. Die beiden Referenten des Eröffnungsplenums, Frank Welz aus Innsbruck und Bernd Brandl aus Wien, haben sich bereit erklärt, gekürzte Fassungen Ihrer Vorträge zum Vorabdruck zur Verfügung zu stellen. Zusammen mit einem Interview mit Heinz Steinert bilden diese Beiträge den Hauptteil dieses Newsletters.

Bereits im Juli haben wir in einer postalischen Aussendung die ÖGS-Mitglieder über Kongressprogramm und Rahmenveranstaltungen informiert. Zusätzlich zu diesem Programm haben einige Sektionen Veranstaltungen organisiert, die im Ankündigungsteil dieses Newsletters kurz vorgestellt werden.

Im Rahmen des Kongresses findet auch die Generalversammlung statt (Donnerstag, 27. September 2007, 16:30). Hier steht diesmal die Neuwahl des Vorstands auf dem Programm. Harald Rohracher, der nach arbeitsamen Jahren das Amt des Finanzreferenten zurücklegt, sei an dieser Stelle ganz herzlich gedankt.

Mit freundlichen Grüßen,
Christian Dayé
newsletter@oegs.ac.at

Inhalt	
Interview mit Heinz Steinert Von Stefan Laube	
	Seite 2
Chaos der Disziplinen? Von Frank Welz	
	Seite 7
Ist die Soziologie eine zentrale Wissenschaftsdisziplin? Von Bernd Brandl	
	Seite 11
Ankündigungen	
	Seite 14

„Die Welt kennen, Leute kennen, gute Ideen haben, initiativ sein und Gelegenheiten nutzen, enttäuschungsfest sein und trotzdem präsent bleiben.“

Heinz Steinert über soziologische Karrierestrategien, Einschätzungen der „Bawag-Affäre“ und einige Unterschiede zwischen deutschen und österreichischen Soziologie-Kulturen. Das Interview führte Stefan Laube.

Wie sind Sie zum Studium der Soziologie gekommen?

Gar nicht. Ich habe nach einem Fehlstart in der Nachrichtentechnik Philosophie, Psychologie und Germanistik und Anglistik studiert, dazu aus Interesse Statistik. (Daher haben mir die statistischen Verfahren nie besonders imponiert.) Im zweiten Teil meines Studiums habe ich dazu eine Ausbildung (Lehranalyse) in der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung absolviert. In ihr habe ich mehr und Wichtigeres gelernt als in allem, was an der Uni geboten wurde.

Das Studium bestand in den 1960ern noch in wenigen Pflicht-Prüfungen, für deren Bestehen zwei Monate pro Semester völlig ausreichten. Man hatte also die Möglichkeit, wirklich und ernsthaft zu studieren, statt ein Pensum abzuschrubben. Das tat ich teils in der Bibliothek, in Kontakt mit den besten Köpfen: Schopenhauer, Freud, Brecht, Camus, Adorno waren wichtig; teils in der meinem damaligen Alter und der Zeit entsprechenden Erkundung des Lebens in Wien und on the road, auch als Musiker (Schlagzeug) und Lieferwagen-Fahrer; teils durch studentische Mitarbeit an Forschungsprojekten, die am soziologischen Institut stattfanden. Ich war dadurch mit Leuten wie Sigurd Höllinger, Albert Kaufmann, Eva Köckeis, Henrik Kreutz, Jürgen Pelikan, Paul Kellermann bekannt. In der Arbeit mit ihnen habe ich viel gelernt. Das war alles viel "bildender" als das formelle Studium, das ich nur der Ordnung wegen, mühsam und spät, nach 14 Semestern mit einer experimentalpsychologischen Arbeit abschloss.

Wie hat es sich ergeben, dass Sie aus dem Studium einen Beruf machten? Was war Ihr erste soziologische Stelle?

Verkäuflich war damals wie heute die Kompetenz, empirische Forschungsprojekte durchführen zu können. Und Forschung war ohnehin, was ich konnte und tun wollte. Inhaltlich hat mich (fast) alles interessiert. Meine ersten Projekte bewegten sich schon im zweiten Teil des Studiums teils im Werkvertrag, teils in Anstellungsverhältnissen, im Bereich der Wirtschaftssoziologie (Institut für Standortberatung), dann allgemeiner in der Stadtforschung, z.B. ein sozialpsychiatrisches Projekt "Selbstmord/versuch in Wien" gemeinsam mit Heinz Katschnig. Prägend war der Militärdienst, dem man damals nur durch Totalverweigerung entkommen konnte und das war mir doch zu kostspielig. Er verschaffte mir nicht nur die Erfahrung der "geschlossenen Anstalt", sondern ich nutzte ihn dazu, in einer Technik der "erzwungen teilnehmenden Beobachtung" Daten zu sammeln. Dazu machte ich dort Interviews und ließ zuletzt noch Fragebogen ausfüllen, alles unter der Hand und als Überlebenstechnik, um die nötige Distanz zu der eigenen Demütigung und der resultierenden Wut zu halten. Anschließend arbeitete ich in der Bewährungshilfe, also in einer damals psychoanalytisch orientierten Sozialarbeit mit Leuten, denen die geschlossene Anstalt drohte oder die von ihr schon geschädigt waren. Das Angebot einer Assistentenstelle am Institut für

Soziologie in Graz bei Johann Mokre und Kurt Freisitzer war eher ein Zufall. Ich habe dort besonders gut mit Gunter Falk zusammengearbeitet und mich mit dem Material über den Militärdienst rasch habilitiert. In der Zeit habe ich als Gastwissenschaftler am Institut für Höhere Studien in Wien eine große Studie über die Wiener Polizei geleitet. Marina Fischer war mit im Forschungsteam. Das war ganz komisch, weil wir alle unsere Demo-Erfahrungen mit der Polizei noch nicht so lang hinter uns hatten. Aber die antiautoritäre Distanz und das Verständnis des Polizeiberufs, das wir erarbeiteten, waren der realistischen Erkenntnis ebenso zuträglich wie für uns lehrreich.

Aus den Erfahrungen der Auftragsforschung entstand meine Einsicht, dass man Forschung langfristig in einen Bereich integrieren muss. Mit Einzelaufträgen ist man schon wieder aus dem Feld, bevor man genau verstanden hat, wie dort die Kraftlinien verlaufen und bevor man selbst eine Position darin hat. Daher wird die Forschung instrumentalisierbar. Aus diesem Grund begann ich – in dem Bereich, in dem ich mich während der Bewährungshilfe-Zeit ohnehin engagiert hatte – daran zu arbeiten, ein Forschungsinstitut für das Justizministerium zu entwerfen. Das wurde das Institut für Rechts- und Kriminalsoziologie.

Sie haben seit einiger Zeit eine Professur in Frankfurt am Main inne. Als jemand, der sowohl in der österreichischen als auch in der deutschen Soziologie-Szene gearbeitet hat und arbeitet, wie würden Sie da die Differenzen beschreiben?

Ich habe von 1973 bis 2000 in Wien das Institut für Rechts- und Kriminalsoziologie geleitet und bin seit 1978 Professor für Soziologie, Schwerpunkt Devianz und soziale Ausschließung, an der Goethe-Universität Frankfurt. Ich kenne also in der Tat beide "soziologischen Kulturen" ganz gut. Dabei sollte ich allerdings nur über Frankfurt und Wien reden, nicht über Deutschland und Österreich. In beiden Ländern sind die Unterschiede zwischen den Unis groß.

Frankfurt jedenfalls hat eine Kultur der Theorie-Diskussion, -Forschung und -Lehre, die ich in Wien nie erlebt habe. Diese Arbeit ist solid in der

Sozialphilosophie und damit in der Sozialgeschichte – nicht zuletzt als Geschichte der Befreiungsbewegungen verstanden – verankert. Dazu haben wir verschiedene Traditionen der unkonventionelleren ("qualitativ" sage ich nicht gern) Forschung und der Interpretation entwickelt und ausgebaut. Die Reflexivität, die in der Soziologie überhaupt erst Wissenschaftlichkeit konstituiert, hat in einer solchen Orientierung immerhin eine reelle Chance. Wir haben damit Kritische Theorie aktualisiert und fortgeführt.

Die Wiener Soziologie habe ich im Vergleich dazu immer als sehr pragmatisch, an "sozialen Problemen" – und den zugehörigen Ministerien und Magistratsabteilungen – orientiert wahrgenommen. Das hat auch seine Meriten. Ich selbst habe ja in der angewandten und Auftrags-Forschung angefangen und sehe auf das, was ich mit meinem Institut erreicht habe – die Einsparung von ein paar hundert Jahren Gefängnis in Österreich –, mit Befriedigung zurück. Es hält einen aber in einem inhaltlich begrenzten Forschungs- und Politik-Feld fest. Man ist in Wien vielleicht unmittelbarer an der staatlichen und kommunalen Politik beteiligt, aber man ist ihr damit auch ausgeliefert. In Frankfurt war der politische Bezugspunkt eher die sozialen Bewegungen und damit die Auseinandersetzung um die gesellschaftlichen Veränderungen, nicht um die Tagespolitik.

Für einen Wissenschaftler ist es gut, das alles zu kennen, die Arbeit in der kommunalen oder staatlichen Politik und die in den akademischen Selbstläufen. Engagiert man sich nur in einem dieser Bereiche, überschätzt man immer den Bereich, in dem man wenig Erfahrung hat. Und wenn man exklusiv in einem dieser Bereiche aufgeht, hat das jeweils seine spezifischen Bornierungen, reine Praxis-, also Verwaltungs- und Planungs-Orientierungen auf der einen, akademische Selbstläufe auf der anderen Seite.

Die nächsten Fragen beziehen sich auf jüngste Ereignisse in Österreich und adressieren Sie als

Experten für Fragen der Devianz und sozialen Ausgrenzung.

Christian Fleck schrieb vor einiger Zeit zur "Bawag-Affäre" in einem Artikel im Standard, dass "strukturelle Gründe" und nicht die "moralische Verkommenheit" der ehemaligen ÖGB-Funktionäre und Bankmanager für die finanzielle Krise der Bank verantwortlich seien. Sind es wirklich spezifisch österreichische Strukturen? Oder liegt es nicht auch daran, dass hoch risikoreiche Spekulationsgeschäfte von Akteuren wie Elstner, Flöttl und Co. innerhalb der Welt des globalen Finanzkapitalismus nicht als deviant gelabelt werden?

Kein Soziologe, der auf sich hält, wird irgendein gesellschaftliches Ereignis mit "moralischer Verkommenheit" der Akteure erklären. Die Gewerkschaften sind schon lang in der Krise eines unaufhaltsamen Mitglieder- und Bedeutungsschwunds und die Bawag-Affäre war auch nicht ihr erster Wirtschafts-Krimi: Man denke an die Neue Heimat und Co-op/Konsum. Damit ist auch schon gesagt, dass das nicht spezifisch österreichisch, sondern mit dem Übergang vom Fordismus mit seiner korporatistischen Sozialpartner-Politik zur Produktionsweise des Neoliberalismus verbunden ist. Dass Gewerkschafter als Manager und Banker sich genauso benehmen wie andere Manager und Banker, ist auch nicht weiter verwunderlich (wenn auch vielleicht politisch bedauerlich). Wer in der Welt der Wirtschaft lebt, übernimmt ihre Maßstäbe und hat andere Wirtschaftstreibende als Bezugs- und Vergleichs-Gruppe. Auch die "Korruption" von Beamten, die viel mit der Wirtschaft zu tun haben, der sie etwa Aufträge vergeben, beruht darauf, dass diese Beamten in die Standards der Wirtschaft (mit ihrer Lebensweise, den zugehörigen Einkommens-Standards, mit ihrer Pflege von Geschäftsfreundschaften) hineingezogen werden.

Ansonsten gibt es in jedem Wirtschafts-Krimi diese beiden Phasen: zuerst Selbstüberschätzung: Das Gefühl, man sei "Master of the Universe", ist unter Finanz-Jongleuren nicht für Wien spezifisch, wurde in diesem Fall nur offenbar auch von der Gruppe von "Kollegen" getragen, die einander immer "aushelfen" werden. Dann folgen nach eingetretenem Schaden immer riskantere Versuche, ihn zu kompensieren und

nebenbei wenigstens sich selbst in – auch finanzielle – Sicherheit zu bringen. Manager kriegen das dieser Tage überall mit großzügigen Aktien-Optionen und sonstigen Exit-Vergoldungen hin, egal in welchem Zustand sie die Firma hinterlassen und wie sehr sie sie eventuell auch ausgeplündert haben.

Die Antwort ist also: Im Bezugsrahmen der neoliberalisierten Finanz-Welt ist das alles nicht deviant, sondern business as usual. Nur ist das Roulette leider schiefgegangen. So lange es Gewinne abwarf, hat niemand Fragen der Moral gestellt. Ohnehin hört man aus der Gewerkschaft schon lange nichts davon, dass sie mit ihrem Vermögen Gesellschaftspolitik machen könnte – etwa indem sie Genossenschaften und selbstverwaltete Betriebe fördert –, statt es zu bunkern und es mit Hilfe der Machenschaften der Finanzmärkte vermehren zu wollen. Wenn man die Affäre bewertet, dann politisch statt moralisch: Die politische Ideenlosigkeit der Gewerkschaft (die man auch in der Grundeinkommens-Debatte sieht) ist viel bedenklicher als die Tatsache, dass auch manche ihrer Banker sich wie solche benehmen und dazu weder besonders gut in ihrem Geschäft sind, noch Fortune haben.

Sie haben auch zum Thema soziale Ausgrenzung geforscht. Wenn man dieses Konzept der horizontalen sozialen Ungleichheit auf die österreichische Gesellschaft anwendet, in der eben eine sozialdemokratisch geführte Regierung die Erbschaftssteuer abschaffte, könnte man zum Schluss kommen, dass die "Überflüssigen" und "Entbehrlichen", also die Ausgegrenzten, ihrem Titel alle Ehre machen. Oder ziehen Sie den Schluss, dass die soziale Ungleichheit in Österreich nicht so drastisch ist?

Ich habe mir die vergleichenden Statistiken schon lang nicht mehr angesehen. Aber ein paar Prozentpunkte auf oder ab in der Einkommens- und Vermögenskonzentration im Vergleich der Staaten werden nicht den großen Unterschied machen. Eher schon die geringere Arbeitslosigkeit

und der hohe Standard an sozialer Sicherung, von dem in Österreich ausgegangen wurde. Aber natürlich hat Österreich eine lange Phase neoliberaler Politik von Schwarz-Blau-Orange hinter sich, die in vielen Bereichen, besonders skandalös in der Flüchtlings- und Migrations-Politik, schon damals von den Roten unterstützt wurde und die jetzt von Rot-Schwarz weitergeführt wird. In unserer Arbeit zur Bewältigung von (drohender) sozialer Ausschließung in Europa [Welfare Policy from Below, 2003] fanden wir in Österreich (gleich nach Schweden) ein hohes Maß an selbstverständlichem Rückgriff auf Einrichtungen des Sozialstaats. Trotzdem ist auch in Österreich die Haltung sehr stark, nach der "Sieger" bewundert werden und die "Verlierer" verachtet und ausgeschlossen werden sollen, besonders wenn sie "Fremde" sind. Man muss dazu nur den Millionären in den letzten Regierungen genau zuhören. Ansonsten liegt das Problem in der Zukunft, wenn die Leute aufgrund von langen Zeiten der Prekarität und des Arbeitskraft-Unternehmertums die Voraussetzungen für die Leistungen der Sozialversicherung nicht erfüllen werden, obwohl sie insgesamt hohe Einzahlungen haben. Die große Krise der sozialen Sicherung kommt erst noch und sie wird darin bestehen, dass aus vollen Kassen den Leuten zu wenig ausgezahlt wird.

Zum Abschluss komme ich zu einem Thema, das ich immer im Rahmen dieser Interviewreihe anspreche: Der soziologische Nachwuchs in Österreich und mögliche Strategien, wie er reüssieren kann. Was würden Sie österreichischen Studierenden empfehlen, die eine soziologische Berufskarriere anstreben?

Was als soziologische Kompetenz einer Arbeitskraft verkäuflich ist, besteht zunächst in der Fähigkeit, Forschungsprojekte (oder auch nur Auswertungen von Massendaten) durchführen zu können. Dazu hat immer, jedenfalls auch in den 1960ern schon ein souveräner Umgang mit Statistik und mit dem Computer gehört. Zur Verkäuflichkeit gehört dann auch inhaltliches Wissen über möglichst viele Bereiche der Gesellschaft, also so etwas wie Lebenserfahrung auch außerhalb des eigenen Lebensbereichs, nicht nur Familie, Schule und Jugendkultur der jeweiligen

sozialen Herkunftsposition. Anfangs arbeitet man als SoziologIn in prekären Arbeitsverhältnissen, das war damals schon so und ist es heute noch stärker. Diese nützt man, um sich in inhaltliche Bereiche oder auch in einen Betrieb hineinzuwurmeln. Aufgeklärte Arbeitgeber wissen, dass man in den Gesellschaftswissenschaften immer schon Flexibilität und Autonomie des Denkens und Arbeitens erwerben konnte – eine Kompetenz, die angeblich erst an den reformierten Unis ermöglicht werden soll. Nicht zuletzt daran wird es liegen, dass nach einem soziologischen Abschluss die Arbeitslosigkeit eher niedriger ist, als etwa bei Juristen und Betriebswirten.



Die Universität als möglicher Arbeitsplatz für SoziologInnen ist zunehmend keine Forschungs-Infrastruktur. Vielmehr wird sie einer der möglichen Betriebe, in denen man entfremdete Arbeit tun kann, in diesem Fall Massen-Unterricht in der höheren Lehranstalt, zu der Universitäten immer mehr gemacht werden. Auch dort werden die Möglichkeiten eines intellektuellen Lebens und Forschens enger. Erwartet wird, dass man dazu noch Forschungs-Management (nicht eigene Forschung) betreibt, aber selbst dafür werden die Mittel eher vorenthalten. Eine Karriere in die Universität hinein gezielt zu planen – selbst wenn man das angesichts der Umstände dort möchte –, kann man ohnehin niemandem raten. Dafür sind die Chancen z.B. auf einen Assistentenposten zu

niedrig. Man muss dafür vor allem Glück haben und zum richtigen Moment am richtigen Ort sein.

Welche Karrierestrategie haben Sie selbst als junger, angehender Soziologe verfolgt?

Ehrlich gesagt, ich habe mich ziemlich treiben lassen. Ich war einerseits früh überzeugt, dass ich ein intellektuell waches Leben führen würde, aber das hieß nicht unbedingt, dass ich davon auch leben können würde. Bei meiner Herkunft war mir immer selbstverständlich, dass man nur vom Verkauf einer Arbeitskraft leben kann, die verkaufbare Waren oder Dienste hervorbringt. Die Ergebnisse von ernsthaftem Denken und Forschen über Staat und Gesellschaft sind das nicht. Deshalb fand ich zunächst nichts dabei, Nachrichtentechnik auf den Beruf eines Ingenieurs – die hochgezogene Variante des Berufs meines Vaters, Elektro-Monteur – hin zu studieren. Damit würde ich meine in einem weiten Sinn philosophischen Interessen finanzieren, so war die Phantasie. Ich sehe das immer noch als eine mögliche Strategie für Intellektuelle an. Es wäre gut, wir hätten mehr Gesellschaftstheoretiker mit kritisch verarbeiteten Ingenieurs-Erfahrungen. Dass ich es doch nicht so getan habe, war vor allem den abstoßenden Studienbedingungen geschuldet. Die TU Wien war damals schon so, wie heute alle Unis sind: hässliche Räume, mangelnde Ausstattung, überfüllt, verschult.

Ich habe mir damals nach der Habilitation meine Forschungs-Infrastruktur, das Institut für Rechts- und Kriminalsoziologie, selbst organisiert und mit Hilfe der daran interessierten Ministerien für Justiz [Christian Broda, Minister 1960-1966, 1970-1983] und Forschung [Hertha Firnberg, Ministerin 1971-1983] gegründet. Aber auch das ging nur, weil ich Glück hatte und zum richtigen Moment am richtigen Ort war, weil meine Idee gerade auf eine Nachfrage traf und weil ich in dem Bereich schon länger gearbeitet hatte und von einigen Personen dort geschätzt wurde. Wer von Forschung leben möchte, noch gar von guter, reflexiver Forschung, wird sich die nötige Infrastruktur selbst schaffen müssen. Ein Rezept, wie das geht, gibt es nicht: die Welt kennen, Leute kennen, gute Ideen haben, initiativ sein und Gelegenheiten nutzen,

enttäuschungsfest sein und trotzdem präsent bleiben. Das Übliche, fast wie im wirklichen Leben.

Sie werden demnächst in Frankfurt emeritieren. Was sind Ihre weiteren Pläne?

Ich biete danach in Frankfurt nur mehr mein Kolloquium an und werde mehr in Wien und in New York sein. Meine beiden nächsten Bücher, für die ich dann mehr Zeit haben werde, sind schon in Arbeit: eines über "Produktionsweisen" und eines über Max Webers "Protestantische Ethik". Dazu habe ich mir mit Freunden und KollegInnen zusammen Instrumente der Diskussion, Kooperation, Forschung und Publikation im Internet organisiert: www.links-netz.de und www.folks-uni.org. Ich werde also weiter forschen und veröffentlichen, vielleicht öfter als bisher in etwas populäreren Formaten. Die Universität macht einem derzeit den Abschied nicht schwer: Für jemanden, der wissenschaftlich arbeitet, ist es ein Glück, das Engagement dort jetzt auf ein Minimum reduzieren zu können.

Heinz Steinert, geb. 1942, studierte Philosophie, Psychologie und Literaturwissenschaften in Wien. 1972 habilitierte er sich für Soziologie in Graz. Er ist Mitbegründer und war langjähriger Leiter (1973-2000) des Instituts für Rechts- und Kriminalsoziologie in Wien. Seit 1978 ist er Professor für Soziologie, Schwerpunkt Devianz und soziale Ausschließung, an der J.W.Goethe-Universität Frankfurt am Main. Der Text zu seiner Abschiedsvorlesung vom 4. Juli 2007 ist verfügbar unter <http://www.gesellschaftswissenschaften.uni-frankfurt.de/index.pl/hsteinert>.

Stefan Laube, Jahrgang 1980, ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Fachbereich Geschichte & Soziologie an der Universität Konstanz.

Chaos der Disziplinen? Von der Fragmentierung der Soziologie zur transdisziplinären Kooperation

Ein Beitrag von Frank Welz, Institut für Soziologie der Universität Innsbruck

“Eine ... in eine Vielheit von Einzelstudien zersplitterte, zusammenhanglose Wissenschaft bildet kein solidarisches Ganzes mehr.”
Durkheim

Wie verunsichert ist die Soziologie? Deutet die Frage nach ihrer Rolle im Konzert der Nachbardisziplinen heute und beim ÖGS Kongress 1997 eine unterminierte Fachidentität an? Die amerikanische Soziologie ist da aufgrund ihrer disziplinären Institutionalisierung sehr viel selbstsicherer in ihren Themenwahlen. Im Folgenden deute ich allerdings exakt diese Verunsicherung als Chance der vergleichsweise offenen, noch nicht selbstreferentiell disziplinär geschlossenen thematischen Soziologien (Kalberg 2007) der kleineren Soziologie-Gemeinschaften.

Der Fakt der *Ausdifferenzierung* der Sozialwissenschaften und der *Binnendifferenzierung* der Soziologie, ihre Fragmentierung, ist meiner Analyse vorausgesetzt. Zwei Fragen leiten den Blick nach innen und nach außen: 1. *Was fehlt der Soziologie?* 2. *Ist sie bedroht durch Nachbardisziplinen?*

zu 1) Wie kann es sein, dass eine Wissenschaft, die vor einer Generation durch theoretische Brillanz, interdisziplinären Mut und Aufgreifen zeitkritischer Fragen die Besten angezogen und für kurze Zeit die intellektuelle Hegemonie inne hatte, während der folgenden Jahre prosperierenden Ausbaus genau im Erfolg all dies verloren haben soll (Dahrendorf 1996)?

zu 2) Bedroht im Chaos der Disziplinen das im Institutionalisierungserfolg der Sozialwissenschaften wachsende Aufkommen immer weiterer Fächer und Studiengebiete inklusive der Binnendifferenzierung der Soziologie selbst ihre disziplinäre Einheit?

Auf beide Fragen gibt es *eine* klare Antwort, in die ich vorab einführe zur Methode meiner Analyse. Im Anschluss typisiere ich die institutionelle Entwicklung von Soziologie und Sozialwissenschaften bis hin zu ihrer aktuellen Aufsplitterung, ehe ich abschließend demgegenüber ihre kognitive Identität erinnernd auf transdisziplinäre Vergewisserung setze.

1. Die Methode

Zur Beantwortung beider Fragen greife ich zurück auf eine neuere ‚transdisziplinäre‘ Entwicklung, das sog. konvergente Historischwerden von Natur- und Sozialwissenschaften. Für den Zweck der Abhandlung schaue ich methodisch zu, was passiert, wenn die vorgehen. Entwicklung als richtig unterstellt wird und wie sich die Fragen nach der kognitiven und institutionellen Identität der Soziologie dann beantworten.

Auf welchem Weg sind derzeit die Wissenschaften? Explizit setzte Kants „Revolution der Denkart“ (1976: 17) bekanntlich die naturwissenschaftliche kopernikanische Umstellung voraus. Doch trotz eines anfangs geteilten, nicht länger nach Finalzwecken, sondern relationalen, zur Entdeckung aufgegebenen Kosmos schienen Natur- und Kulturwissenschaften lange weit auseinanderentwickelt. Eine neuere Entwicklung revidiert dieses Bild: die Wissenschaft der Komplexität (Prigogine 1997: 61ff.; Wallerstein u.a. 1996; Urry 2003). Ilya Prigogine kontrastiert die Denkrichtungen wie folgt: Im alten Newtonschen Modell war ein reales materielles Universum unterstellt, dessen universale Naturgesetze sich mittels Empirie und Messung entdecken ließen. Keine Rolle spielte Zeit, denn Wissen war in einer Gleichung zu

erfassen. Im neuen narrativen Universum ist das alte geometrische Weltbild aufgegeben und Zeit zentral. Statt Determinismus, statt Wiederholung, Stabilität und Gleichgewicht, gilt der Instabilität, der Fluktuation und Evolution die Aufmerksamkeit. Unhaltbar wird die nomothetische Suchrichtung – aber auch die ideographische Sicht der Dinge. Weder eherne Geschlossenheit noch Anarchie beherrschen die Wirklichkeit. Natur und historische Wirklichkeit entwickeln sich nicht linear. Schon gar nicht aus Axiomen. Vielmehr entsteht und vergeht ‚emergente‘ Wirklichkeit in Differenzbildungen ‚dissipativer‘ Strukturen.

2. Vom Kanon der Sozialwissenschaften zum Chaos der Disziplinen? Zur institutionellen Identität der Soziologie

Dieses Wirklichkeitsverständnis will ich nun auf die Eingangsfragen anwenden und unterstelle dabei durchaus, dass der Erfolg des naturwissenschaftlichen Weltbildes die Plausibilitätsbedingungen für die historische Wirklichkeitsauffassung stärkt. Dabei beginne ich mit der zweiten Frage nach der institutionellen Identität der Soziologie.

Wie entwickelte sich diese? In der ersten Hälfte des Vorjahrhunderts etablierten sich Ökonomie, Politikwissenschaft und Soziologie als Einzeldisziplinen entlang der Dreiteilung von Markt, Staat und bürgerlicher Gesellschaft (Wittrock et al. 1998: 21) mit einer anschließenden Hochphase der Soziologie zwischen 1950 und 1970. Seit damals haben die Sozialwissenschaften und besonders die Soziologie einen Boom an institutionellem Ausbau als Lehrfach und einen Boom an Studierendenzahlen erlebt, der sich heute auf höherer Stufenleiter fortzusetzen scheint.

Von außen wirkt die *Ausdifferenzierung der Sozialwissenschaften* qua ‚Ausgründung‘ immer neuer Studienangebote: Der neue *europäische Markt* trägt mit Studiengebühren, mit der BA/MA-Umstellung und seit 1970 vielen, teils nach Area Studies, teils nach der Einforderung neuer sozialer Gruppen entstandenen angewandten Programmen zu einer fortschreitenden Aufsplitterung bei. Von innen treibt das Gesetz der Zahl, die schiere Größe, die *Binnendifferenzierung*

zusammen mit dem fachinternen *Generationenkonflikt*, der die Neuen teils zur Anpassung an die Interessen der Ordinarien, teils in neue Nischen drängt. Ablesen lässt sich diese Seite der institutionellen Erfolgsgeschichte z.B. am Anstieg der Zahl der Sektionen, in die sich die Fachgesellschaften gliedern (z.B. ASA: von 1987 noch 25 auf heute 44, ISA heute mit 53, DGS 34 Sektionen). Aber ihr intellektuelles Gegenstück ist die Absteckung von Claims und eine in Deutschland qua Lehrstuhlprinzip meist hierarchische Kompetenzdefinition in kleinen segmentalen Feldern: eine Situation, in der sich die disziplinäre Ordnung ihre Forschung sucht statt sich in praktizierter Forschungsordnung bildet. Nach breiter Meinung hat die rapide Expansion mehr Wissen nur quantitativ erbracht. Extreme Spezialisierung macht die Nachrückenden zu Technikern und Expertinnen ihrer Subfelder. Im Resümee scheint heute vielfach nicht nur der interdisziplinäre, sondern selbst der innersoziologische Dialog schwierig.

Bedrohen nun in dieser Situation, wenn man so will: am Höhepunkt der institutionellen Erfolgsgeschichte der Soziologie, exemplarisch der *Rational Economic Man* und die *Cultural Studies* ihre disziplinäre Einheit und Anziehungskraft? Erodieren die letzteren *von außen* die Erklärungsweise der Soziologie und sollte ersterer etwa im Gegenzug *von innen* die Soziologie kolonialisierend durch eine ganz bestimmte empirische Methodik schützend deren disziplinären Kern vereinheitlichen (Moran 2006: 75)?

Wenn die o.g. Theorie richtig ist, entwickeln sich auch Fächer und Disziplinen nicht linear. Sie entwickeln sich nicht in Einheit und auch nicht aus Axiomen. Vielmehr gestalten sie sich in ‚fraktalen Zyklen‘ (Abbott 2001: 32), in denen sich Themenstellungen und Scheidungen kristallisieren, die sich in der Folge in neuen, späteren Kontexten neu arrangieren. Entsprechend ist auf die gestellte Frage Entwarnung zu geben.

Schließlich zählt die kulturelle Betrachtungsweise seit den Gründern zur Soziologie und der Streit zwischen nomothetischer und

ideographischer Auffassung begleitet sie nicht nur von Anfang an, sondern ist in ihr eigentlich überholt – doch schließt das die Wiederdurcharbeitung der Debatten in einem neuen Zyklus in veränderter Fachkonstellation nicht aus: Die Entwicklung der Kulturwissenschaften vom Linguistic Turn der 1960er Jahre bis hin zur Wende nach dem Cultural Turn der aktuellen Geschichtswissenschaften zeigt (Rorty 1964; Bonnell/Hunt 1999), dass die in der Soziologie aufgeworfenen Fragen aufgenommen und anderwärts in vergleichbaren Strukturen nochmals und neu verortet werden müssen. Die Geschichtswissenschaft integriert heute Debatten von Konstruktivität der Geschichte (White 1986), von Kultur, Struktur und Handeln, die die Soziologie lange schon hinter sich hat (Sewell 2005). Noch mehr sprechen die Cultural Studies vom Erfolg der soziologischen Denkweise: Sie führen die soziale Interpretation ihrer Gegenstände ein in die Geisteswissenschaften. Statt sich von außen ‚bedroht‘ zu sehen, ist es daher viel angemessener, den Erfolg der soziologischen Denkweise zu bemerken in den Wiederholungen der theoretischen Konflikte und Spaltungen, wie sie sie aktuell die Nachbarwissenschaften durchlaufen.

3. Transdisziplinäre Erneuerung durch Theorie? Zur kognitiven Identität der Soziologie

Es gibt daher allen Grund, das Chaos der Disziplinen als Chance zu deuten im Selbstverständnis eines bereits reiferen Faches, das Kernprobleme wie Gesetz und Ereignis, Struktur und Handlung lange schon diskutiert und inkorporiert hat. Wie steht es entsprechend um die kognitive Identität dieser Disziplin?

Ihre intellektuelle Attraktion bestand zunächst in ihren großen und Fachgrenzen sprengenden Fragen samt einer innovativen Analyseperspektive mit einfachem Kern: Mit *Durkheim* unterstellt Soziologie den Überhang einer *sozialen Realität*, mit *Marx soziale Differenzierung* in Konflikte von Gruppen wie mit *Weber* das kulturell gebettete *Handeln der Akteure*, das den Energie-Input liefert in einem historischen Wirklichkeitsverständnis.

In der *Binnenperspektive* ihrer Fragmentierung scheint allerdings heute, was Soziologie ist, je nach

Studienort heterogen (und vielfach, wie in Bamberg, gibt es die verschiedensten Risiko-, Erlebnis-, Multioptions- und Kommunikationsgesellschaften gleich am selben Platz). Je mehr Wissen die Soziologie in ihren Dutzenden, oft familienartigen Sektionen sammelt, desto beliebiger erscheint dieses, scheint es, in der Öffentlichkeit.

Damit hätte die Soziologie gerade in den Nebenfolgen ihres Erfolgs, wie Ulrich Beck sagen würde, ihre eigenen Grundlagen untergraben. Für Craig Calhoun (1992: 186) wurden Anthropologie und Geschichtswissenschaft für Studierende entsprechend und faktisch anziehender, weil diese Nachbarfächer das soziale Leben noch in seiner historischen Wirklichkeit und Fülle nehmen, statt es in Variablen zu sezieren. Damit komme ich abschließend zu meinen beiden Thesen der Gegensteuerung und Entwarnung:

Erste These zur kognitiven Identität: Die Ausdifferenzierung der Sozialwissenschaften und die der Soziologie braucht ein Gegengewicht, besonders in Ausbildung und Lehre, um ihre kognitive Identität zu stabilisieren in einer *Reintegration durch Theorie*: durch disziplinübergreifende Fragen entlang der eingangs formulierten Überlegungen. Denn wenn richtig ist, dass die Soziologie nicht nur institutionell, sondern auch in ihrer kognitiven Identität erodiert, und ebenso richtig ist, dass unsere Wirklichkeitsauffassung in transdisziplinärer Öffnung hin zu einem historischen und prozessualen Verständnis wechselt, dann müssen die einigenden Fragen aus letzterer Richtung kommen. Statt seitens ihrer Ordnung stellen sich die Forschungsfragen dann seitens des Gegenstandes (vgl. Schüle 2007). Die Nachbarn gingen schon vor: Verlustig ihres alten Objekts widerrief die *Anthropologie* die Ethnographie und wurde zur Kulturanthropologie der Herkunftsgesellschaften, und in der *Politikwissenschaft* setzen die florierenden Internationalen Beziehungen mit Verve auf die historische Soziologie ihres neuen Untersuchungsobjekts.

Zweite These zur institutionellen Identität: Wenn obige Analyse richtig ist, sind weder Rational Economic Man noch Cultural Studies eine Bedrohung für den Standort der Soziologie (und letzteres könnten vielmehr die 1-Fach-Bachelorstudiengänge werden, die den interdisziplinären Brückenschlag u.U. ganz praktisch verunmöglichen). In einer nichtlinearen, zukunfts-offenen Entwicklung der Disziplinen scheinen sich Flieh- in Zentripetalkräfte verkehrt zu haben. Während zuvor die Sozialwissenschaften in unablässiger

kumulativer Sammlung von Theorie-befunden mittlerer Reichweite es den großen Naturwissenschaften nachtun wollten, ist die Wirklichkeitsauffassung in letzteren selbst historisch geworden. In den Sozialwissenschaften integriert diese Perspektive auf ein disziplinäre Grenzziehungen sprengendes Forschungsobjekt wie z.B. die Stadt, Global Governance oder kulturellen Wandel die verschiedenen Fächer *transdisziplinär*. Ein Fach steht gut und mittendrin.

Literatur

- Abbott, A. (2001), *Chaos of Disciplines*, Chicago/London.
- Bonnell, V.; Hunt, L. (Hg.) (1999), *Beyond the Cultural Turn. New Directions in the Study of Society and Culture*, Berkeley usw.
- Calhoun, C. (1992), Sociology, other disciplines, and the project of a general understanding of social life, in: T. C. Halliday/M. Janowitz (Hg.), *Sociology and its Publics: The Forms and Fates of Disciplinary Organization*, Chicago/London, 137-195.
- Dahrendorf, R. (1996), Die bunten Vögel wandern weiter, in: J. Fritz-Vannahme (Hg.), *Wozu heute noch Soziologie?*, Opladen, 31-36.
- Durkheim, E. (1988), *Über soziale Arbeitsteilung* [1893], Frankfurt a.M. (zit. S. 425).
- Giddens, A. (1993), *New Rules of Sociological Method. A Positive Critique of Interpretative Sociologies*, Stanford.
- Hunt, L. (1994), Geschichte jenseits von Gesellschaftstheorie, in: C. Conrad/M. Kessel (Hg.), *Geschichte schreiben in der Postmoderne. Beiträge zur aktuellen Diskussion*, Stuttgart, 98-122.
- Kalberg, S. (2007), A Cross-National Consensus on a Unified Sociological Theory? Some Inter-Cultural Obstacles, in: *European Journal of Social Theory*, 10:2, 206-219.
- Kant, I. (1976), *Kritik der reinen Vernunft*. Nach der ersten u. zweiten Original-Ausgabe neu hrsg. von R. Schmidt, Hamburg.
- Moran, M. (2006), Interdisciplinarity and Political Science, in: *Politics*, 26:2, 73-83.
- Prigogine, I. (1997), *The End of Certainty. Time, Chaos, and the New Laws of Nature*, New York.
- Rorty, R. (Hg.) (1964), *The Linguistic Turn*, Chicago.
- Schüle, J. A. (2007), *Autopoietische Realität und konnotative Theorie*, Weilerswist.
- Sewall, W. H. Jr. (2005), *Logics of History. Social Theory and Social Transformation*, Chicago/London.
- Urry, J. (2003), *Global Complexity*, Cambridge.
- Wallerstein, I. u.a. (1996), *Die Sozialwissenschaften öffnen. Ein Bericht der Gulbenkian-Kommission zur Neustrukturierung der Sozialwissenschaften*, Frankfurt a.M./New York.
- White, H. (1986), *Auch Klio dichtet oder Die Fiktion des Faktischen. Studien zur Tropologie des historischen Diskurses*, Stuttgart.
- Wittrock, B.; Heilbron, J.; Magnusson, L. (1998), The Rise of the Social Sciences and the Formation of Modernity, in: dies. (Hg.), *The Rise of the Social Sciences and the Formation of Modernity: Conceptual Change in Context, 1750-1850*, Dordrecht, 1-33.

Ist die Soziologie eine „zentrale“ Wissenschaftsdisziplin? Disziplinäre Ausbildung und Disziplinäre Publikationstätigkeit

Ein Beitrag von Bernd Brandl, Institut für Wirtschaftssoziologie an der Universität Wien

Einleitung

Die Soziologie nimmt – per üblicher Definition – in den Sozialwissenschaften eine zentrale Stellung ein, da sie sich nicht auf einzelne Themengebiete beschränkt, sondern ein breites Spektrum sozialer Phänomene erforscht und beschreibt bzw. soziales Handeln ohne scharfe Disziplinengrenzen deutend verstehen und erklären will. Diese definitorisch-zentrale Stellung der Soziologie in den Sozialwissenschaften bedingt somit die Existenz von engen Nachbarschaftsbeziehungen und „unscharfen Rändern“ zu einer Reihe von anderen sozialwissenschaftlichen Spezialdisziplinen, wie etwa die Politik- und Wirtschaftswissenschaften.

Unscharfe Disziplinengrenzen würden grundsätzlich erwarten lassen, dass soziologische Arbeiten von anderen sozialwissenschaftlichen Disziplinen aufgegriffen werden und umgekehrt, dass nicht-soziologische Arbeiten von soziologischen Arbeiten aufgegriffen werden, da teilweise die gleichen Fragestellungen erforscht und beschrieben werden. Ziel dieser Arbeit ist es, die Position der Soziologie in den Sozialwissenschaften empirisch zu untersuchen. Zu diesem Zweck wird versucht, die Stellung der Soziologie von mehreren Seiten zu betrachten, um so zu einer gefestigten Aussage zur empirischen Validität der Position der Soziologie zu gelangen.

Manifestationen einer zentralen Wissenschaft

In dieser Arbeit wird die Auffassung vertreten, dass sich eine zentrale Wissenschaft dadurch manifestiert, dass der Austausch wissenschaftlicher Arbeit über Disziplinengrenzen vergleichsweise hoch ist, wobei wiederum angenommen wird, dass sich wissenschaftliche Arbeiten üblicherweise durch Publikationen (insbesondere in wissenschaftlichen Fachzeitschriften)

manifestieren. Bei Akzeptanz dieser Manifestationen würde die eingangs argumentierte zentrale Stellung der Soziologie erwarten lassen, dass die Ergebnisse aus Publikationen in anderen Disziplinen in soziologische Publikationen integriert werden. Entsprechend der wissenschaftlichen Praxis drückt sich die Integration anderer Arbeiten durch Literaturangaben und Zitierungen aus. Als eine weitere Manifestation wissenschaftlichen Austausches wäre vorstellbar, dass WissenschaftlerInnen in anderen Disziplinen arbeiten. Für die Soziologie – im Zusammenhang mit ihrem Interesse ein breites Spektrum an gesellschaftlichen und sozialen Phänomenen beschreiben und erklären zu wollen – würde das bedeuten, dass WissenschaftlerInnen anderer Disziplinen (sprich mit anderer disziplinärer Ausbildung) in soziologische Arbeiten integriert werden. Entsprechend dem Usus wissenschaftlichen Arbeitens bedeutet dies nichts anderes, als dass der Anteil an WissenschaftlerInnen, die in soziologischen Zeitschriften publizieren, höher ist als in anderen Disziplinen, eben weil die Soziologie eine zentrale Stellung innehat. Diese Sichtweise einer zentralen Wissenschaft bedingt durch Integrierung disziplinfremder Arbeiten und/oder durch Integrierung disziplinfremder WissenschaftlerInnen die Eigenschaft, dass die Erklärungen eines Phänomens breit, vielschichtig und aus mehreren Perspektiven erfolgen.

In dieser Arbeit soll auch eine zweite Charakterisierung einer zentralen Wissenschaft empirisch untersucht werden. Diese Charakterisierung geht davon aus, dass Erkenntnisse einer zentralen Disziplin von hoher Relevanz für

andere Disziplinen sind. Aus dieser Sichtweise sind – in Anlehnung an die erste Sichtweise – zentrale Wissenschaftsdisziplinen dadurch gekennzeichnet, dass deren Ergebnisse von anderen Disziplinen überdurchschnittlich häufig verwendet werden und/oder dass Wissenschaftler der zentralen Wissenschaftsdisziplin häufig in wissenschaftlichen Fachzeitschriften anderer Disziplinen publizieren.

Die durchgeführte empirische Studie soll Aufschluss darüber geben, ob die Soziologie im Vergleich zur Politikwissenschaft und Volkswirtschaft eine zentrale Rolle im Sinne der ersten und/oder zweiten Sichtweise

einer zentralen Wissenschaft darstellt. Die empirische Studie wird getrennt für die beiden Sichtweisen von zentralen Wissenschaftsdisziplinen, sowie getrennt hinsichtlich Zitierungen zwischen Zeitschriften und disziplinärer Ausbildung durchgeführt. Konkret werden die folgenden Hypothesen zur zentralen Rolle der Soziologie betrachtet (wobei die „vergleichsweise Häufigkeit“, die in den Hypothesen zum Ausdruck kommt, in Bezug zu anderen Wissenschaftsdisziplinen gesetzt werden muss):

Hypothese 1:	<i>„Die Soziologie kann als zentrale Wissenschaft bezeichnet werden, da Artikel die in soziologischen Zeitschriften publiziert werden, in Artikeln in Zeitschriften anderer Disziplinen vergleichsweise häufig zitiert werden.“</i>
Hypothese 2:	<i>„Die Soziologie kann als zentrale Wissenschaft bezeichnet werden, da in Artikeln in soziologischen Zeitschriften Artikel, die in Zeitschriften anderer Disziplinen erscheinen, vergleichsweise häufig zitiert werden.“</i>
Hypothese 3:	<i>„Die Soziologie kann als zentrale Wissenschaft bezeichnet werden, da SoziologInnen vergleichsweise häufig in Zeitschriften anderer Wissenschaftsdisziplinen publizieren.“</i>
Hypothese 4:	<i>„Die Soziologie kann als zentrale Wissenschaft bezeichnet werden, da WissenschaftlerInnen aus anderen Wissenschaftsdisziplinen vergleichsweise häufig in soziologischen Zeitschriften publizieren.“</i>

Bemerkungen zur empirischen Vorgehensweise

Die Untersuchung zur zentralen Stellung der Soziologie soll im Vergleich zu anderen Sozialwissenschaften durchgeführt werden. Als Vergleichswissenschaften wurden, wie erwähnt, die Politikwissenschaft und die Volkswirtschaftslehre ausgewählt. Die Untersuchung wurde auf Basis aller Artikel, die im Jahr 2006 in den zehn „bedeutendsten“ Zeitschriften in der jeweiligen Wissenschaftsdisziplin erschienen sind, durchgeführt, wobei die „Bedeutung“ einer Zeitschrift mit dem *Impact Factor* des *Social Science Citation Index* (SSCI) approximiert wurde. Ebenfalls wurde bei der Kategorisierung der Wissenschaftsdisziplinen bzw. der Zeitschriften, welche der entsprechenden Wissen-

schaftsdisziplin zugeordnet werden, die Einteilung entsprechend dem SSCI verwendet.

Entsprechend dieser Kategorisierung wurden die folgenden soziologischen Zeitschriften untersucht: *American Journal of Sociology*, *American Sociological Review*, *Annual Review of Sociology*, *Sociology of Health and Illness*, *Social Problems*, *Social Forces*, *British Journal of Sociology*, *Law and Society Review*, *Social Networks*, *Journal of Marriage and Family*. In Summe standen in der Kategorie Soziologie (im Jahr 2006) 413 Artikel, 715 (322) AutorInnen und 26.732 (14.227) Zitierungen in den Zeitschriften zur Analyse zur Verfügung. Zahlen in Klammern bei der Anzahl der Autoren entsprechen der

Anzahl an Autoren, bei denen der disziplinäre Ausbildungshintergrund eruierbar war. Zahlen in Klammern bei den Zitierungen entsprechen den verwertbaren Zeitschriftenzitationen. In der Kategorie Politikwissenschaft wurden Zeitschriften wie beispielsweise der *American Political Science Review*, das *European Journal of Political Research* und *Political Psychology* untersucht. In Summe wurden 427 Artikel, 750 (394) AutorInnen und 19.449 (10.301) Zitierungen untersucht. Bei den volkswirtschaftlichen Zeitschriften wurden beispielsweise das *Quarterly Journal of Economics*, *Econometrica* und das *Journal of Political Economy* untersucht. In Summe standen in der Kategorie Volkswirtschaftslehre 398 Artikel, 819 (735) AutorInnen und 15.898 (10.001) Zitierungen zur Verfügung.

Bei der disziplinären Ausbildung von WissenschaftlerInnen wurde eine breite Definition verwendet. Beispielsweise wurde als soziologische Ausbildung auch differenzierte Studien wie beispielsweise Entwicklungssoziologie und Sozialpsychologie gezählt wie auch die Sozialpsychologie.

Skizzierung der Ergebnisse der empirischen Studie

Entsprechend den empirischen Ergebnissen zu Hypothese 1 nimmt die Soziologie keine zentrale Stellung ein, da Artikel, die in soziologischen Zeitschriften erschienen sind, nicht öfter in Artikeln anderer Fachdisziplinen zitiert werden als jene anderer fachfremder Disziplinen. Der Anteil an Zitierungen von Artikeln in soziologischen Zeitschriften liegt in politikwissenschaftlichen Zeitschriften lediglich bei 3% und in volkswirtschaftlichen Zeitschriften lediglich bei 1%. Vor allem aber zeigt auch der Vergleich mit der Häufigkeit von Zitierungen volkswirtschaftlicher Artikel in politikwissenschaftlichen Zeitschriften, welcher bei 7% liegt und somit höher ist als jener soziologischer Zeitschriften, dass von einer zentralen Rolle der Soziologie im Sinne der Hypothese 1 nicht gesprochen werden kann.

In Bezug auf Hypothese 2 ist das Bild nicht so eindeutig, da das Niveau an Zitierungen in der eigenen Disziplin, d.h. der Soziologie, mit 36% relativ niedrig ist (vor allem im Vergleich mit der Volkswirtschaftslehre, bei welcher das Niveau bei 59% liegt), aber sich nicht

deutlich vom Niveau der Politikwissenschaft (mit 39%) abhebt. Die Soziologie integriert zwar somit 64% disziplinfremde Literatur in ihren Arbeiten, aber verwendet ungefähr gleich viel Literatur aus der Politikwissenschaft (mit 4%) und der Volkswirtschaftslehre (mit 3%). Da sich diese Verteilung in der Integration anderer Disziplinen nicht merklich von jener der Politikwissenschaft unterscheidet (Zitierung von 3% soziologischer und 7% volkswirtschaftlicher Arbeiten), wäre die Schlussfolgerung zu Hypothese 2, dass die Soziologie im Vergleich zur Volkswirtschaftslehre zwar zentraler, aber gleichermaßen zentral ist wie die Politikwissenschaft.

Hinsichtlich Hypothese 3 sind die Ergebnisse ähnlich klar wie bei Hypothese 1 und weisen auf keine zentrale Stellung der Soziologie hin, da SoziologInnen vergleichsweise selten in Zeitschriften anderer Disziplinen publizieren. Lediglich 10% der AutorInnen in politikwissenschaftlichen Zeitschriften und 1% in volkswirtschaftlichen Zeitschriften sind SoziologInnen. Da im Vergleich dazu 19 % VolkswirtInnen in politikwissenschaftlichen Zeitschriften publizieren und 2% PolitikwissenschaftlerInnen in volkswirtschaftlichen Zeitschriften publizieren, kann kaum von einer zentralen Rolle der Soziologie gesprochen werden.

Bei Hypothese 4 ergibt sich ebenfalls ein klares Bild, welches die zentrale Rolle der Soziologie in Frage stellt, da die Soziologie kaum fachfremde WissenschaftlerInnen integriert. 74% der AutorInnen in soziologischen Zeitschriften sind SoziologInnen. Dies ist zwar höher als bei der Politikwissenschaft (wo der Anteil bei 65% liegt), aber niedriger als in der Volkswirtschaftslehre (Anteil von 85%). In diesem Sinne ist die Soziologie zwar zentraler als die Volkswirtschaftslehre, aber weniger zentral als die Politikwissenschaft.

Aufgrund der Ergebnisse dieser Studie kann schlussfolgernd nach Untersuchung der vier Hypothesen resümiert werden, dass die definitorisch-zentrale Stellung der Soziologie nicht empirisch feststellbar ist.

Ankündigungen

Veranstaltungen der ÖGS-Sektionen

Am 27. September, dem dritten Tag des ÖGS-Kongresses 2007, wurde von 9:00 bis 12:30 ein Zeitfenster für Veranstaltungen der ÖGS-Sektionen reserviert. Sechs Sektionen haben Programme dafür entwickelt, die im Folgenden kurz vorgestellt werden sollen. Zwei dieser Sektionen (Feministische Theorie und Geschlechterforschung bzw. Geschichte der Soziologie) haben auch für den Nachmittag Veranstaltungen organisiert, die parallel zu den ab 14:00 geplanten Projektpräsentationen im Plenum laufen werden.

Das Gesamtprogramm des Kongresses wie auch die Informationblätter zu den Sektionsveranstaltungen sind auf der ÖGS-Homepage in voller Länge erhältlich (www.oegs.ac.at/cms/kongresse/kongress_07).

Die Sektion **Bildungssoziologie** widmet sich in ihrer Veranstaltung dem Umstand, dass es eine überraschend große Zahl an graduierten SoziologInnen gibt, die im Bereich der Erwachsenenbildung tätig sind. Die Frage ist: Was tun SoziologInnen in diesem Arbeitsfeld? Die Veranstaltung will dazu einen kritischen Beitrag liefern. Geplant sind Vorträge von Stefan Vater und Ingolf Erler, Christian Kloyber, Antje Doberer-Bey und Daniela Holzer.

In der Veranstaltung der Sektion **Feministische Theorie und Geschlechterforschung** wird unter dem Titel "So happy together?" das Verhältnis zwischen Soziologie und Geschlechterforschung diskutiert. Es sprechen Nina Degele, Eva Flicker, Birgit Riegraf, nachmittags dann Paula Villa, Brigitte Aulenbacher und Susanne Völker. Moderieren werden Johanna Hofbauer bzw. Hanna Hacker.

Dem Versuch, zwei zentrale Figuren soziologischen Denkens miteinander in Beziehung zu setzen, widmet sich die Veranstaltung der Sektion **Kulturtheorie und Kulturforschung**. Die Referate von Gerhard Fröhlich,

Boike Rehbein und Wolfgang Theis behandeln unterschiedliche Aspekte und Gemeinsamkeiten der Soziologien von Norbert Elias und Pierre Bourdieu.

Die Sektion **Geschichte der Soziologie** hat am Vormittag ein recht buntes Programm, das, neben einleitenden Bemerkungen zu Neuigkeiten und Plänen des Archivs für die Geschichte der Soziologie in Österreich (AGSÖ), Referate von Jan Surmann, Sabine Haring und Gerda Bohrmann beinhaltet. Am Nachmittag findet eine Diskussion über das vor Kurzem erschienene Buch *Transatlantische Bereicherungen. Zur Erfindung der empirischen Sozialforschung* von Christian Fleck statt, in der sich der Autor der Kritik der Podiumsdiskutanten Mitchell Ash und Peter Stachel stellen wird.

Das Programm der Sektion für **Methoden und Forschungsdesigns** bietet Vorträge von Peter Derfler, Reinhold Richtsfeld und Simone Schumann, von Joachim Gerich, von Anselm Eder, Walter Gutjahr und Erich Neuwirth, und abschließend von Henrik Kreutz. Die Vorträge umfassen Themen wie den Wert der individuellen Freiheit im internationalen Vergleich, den Einfluss auditiver und visueller Wahrnehmung auf das Antwortverhalten in Interviews, die Vorstellung eines Simulationsmodells zweier lernender Akteure und die soziologische Analyse des Zusammenbruchs der BAWAG.

Die Beiträge zur Veranstaltung der Sektion **Technik- und Wissenschaftssoziologie** problematisieren auf unterschiedliche Weise das Verhältnis zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit. Dabei nehmen die Vorträge von Erich Griessler, Maximilian Fochler, Michael Strassnig und Michael Jonas und Marion Berner,

die auf eine kurze Diskussion des jüngst erschienenen
ÖZS-Sonderheft *Technik- und Wissenschaftssoziologie*

in *Österreich* (hg. von Eva Buchinger und Ulrike
Felt) folgen, alle auf das Thema Partizipation
Bezug.

„Rückblicke auf Marienthal“

Das Archiv für die Geschichte der Soziologie in Österreich

lädt anlässlich seines zwanzigjährigen Bestehens ein
zur Ausstellung

»Rückblicke auf Marienthal«

(überarbeitete Version der Ausstellung aus dem Jahr
2004 von Reinhard Müller, Walter Dienstl und Josef
Malicek)

und zur Eröffnung der Website

»Die Arbeitslosen von Marienthal«

(<http://agso.uni-graz.at/marienthal/>) von Reinhard
Müller.

Die Website dokumentiert die Geschichte der
Fabrik und Arbeiterkolonie Marienthal, enthält
Hintergrundinformationen zur Marienthal-Studie
und stellt Quellen bereit (über 150 Texte und
zahlreiche Archivalien, Bilder und Pläne zum
Herunterladen). Diese Website ist kostenlos für
Studierende, Lehrende, Forschende und
allgemein Interessierte zugänglich.

Einführung: Reinhard Müller

Ort: Großer Lesesaal der Universitätsbibliothek
Graz, Zeit: 26. September 2007 um 17 Uhr 30

Vorstand der ÖGS:	
Präsident:	Christian Fleck, Uni Graz
Vizepräsidentin:	Beate Littig, IHS Wien
Vizepräsident:	Joachim Nemella, Uni Linz
Finanzreferent:	Harald Rohrer, IFZ/Uni Klagenfurt
Schriftführerin:	Katharina Scherke, Uni Graz
Studentische Mitglieder:	Johanna Muckenhuber, Graz/Wien Monika Kronberger, Wien Florian Auberger, Linz
<u>Kooptierte Mitglieder</u>	
Generalsekretär:	Markus Schweiger, Uni Graz
Newsletter:	Christian Dayé, Uni Graz
Öffentlichkeitsarbeit:	Mathias Revers, Uni Innsbruck